

Briefe hin, Briefe her ...

... zwischen dem Theologen und dem Dichter

KBA 8626

Von Paulus Gordan

Von einer herzbewegenden Lektüre ist zu berichten, einer jener unverhofften Lesefreuden und Büchergnaden, die den dunkelsten Wintertag hell machen:

Da begegnen sich zu später Lebensstunde zwei alte Männer, der eine achtzig — der andere siebzighjährig, ein evangelischer Theologe und ein katholischer Dichter, Karl Barth und Carl Zuckmayer. Der Ältere hat, weil man's ihm geschenkt hat, des Jüngeren Erinnerungsbuch gelesen: „Als wär's ein Stück von mir“. „In einem Zuge“ hat er es gelesen, und das deutet auf einen erstaunlichen Lebens- und Erlebnishunger hin, der in einem langen Pfarrer- und Gelehrtenleben bisher jedenfalls nicht so recht auf seine Kosten gekommen sein mochte: „Die moderne Welt der ‚Schönen Literatur‘, des Theaters, des Films, auch die der — wie soll ich sagen? — Edel-Bohème hat — mich zwar berührt, aber nie aus der Nähe erfaßt und bewegt“, wird darum Karl an Carl am 16. Mai 1967 schreiben.

Und damit beginnt ein Briefwechsel, der nur einundeinhalbes Jahr dauert. Bis zu Barths Tod am 10. Dezember 1968. Zuckmayer, der acht Jahre später kurz vor seinem achtzigsten Geburtstag starb, hat in einem „Bericht von einer späten Freundschaft“ (Neue Zürcher Zeitung, Januar 1970) gewissermaßen die Rahmenerzählung geboten, in die sich das Ereignis dieser Freundschaft einfügt, und die beiden persönlichen Begegnungen — die erste

in Saas-Fee, die zweite in Basel — liebevoll geschildert. Das Ganze liegt nun in einem schmalen, mit ein paar Fotos ausgestatteten Bändchen vor: „Späte Freundschaft. Carl Zuckmayer und Karl Barth in Briefen“.

Der Ton, der hier waltet, ist von beseelter Heiterkeit und gelassenem Ernst. Im Zusammenhang mit Barth liegt es nahe, an dessen geliebten Mozart zu denken. Der Briefwechsel beginnt mit einer Demutsgeste des großen Theologen und „Kirchenvaters“; er stellt sich dem Dichter vor, als sei er ein kleiner, unekannter Dorfpfarrer! Dann aber — man erfährt es aus Zuckmayers „Bericht“ — bei Barths sommerlichem Besuch im Gletscherdorf Saas-Fee, geht es um Entscheidendes: Barth stellt die „Gretchenfrage“: „Wie hast du's mit der Religion?“

Der Dichter spielt nur diskret auf dieses zeugenlose Gespräch an, aber man merkt: „Herr Doktor wurden da katechesiert“, offenbar zu Barths Zufriedenheit. Denn er bescheinigt ihm im nächsten Brief, bei seiner „Schriftstellerei faktisch ein priesterliches Amt aus(zu)üben: in einem Ausmaß, wie das unter befürmässigen Priestern, Predigern und Theologen usw. katholischer und evangelischer Konfession wohl nur von wenigen gesagt werden kann“. Natürlich ist das ganz undogmatisch gemeint; das „priesterliche Amt“, des Dichtersfreundes, so Barth, bestehe „in der nirgends versagenden Barmherzigkeit... Mephistopheles ist abwesend. Die alle und alles unaufdringlich, aber unübersehbar umgebende Güte Gottes regiert“.

Zuckmayer gesteht selbst die Betroffenheit, mit der er solches las. Es sollte noch eindringlicher kommen.

Barth, der „dialektische“ Theologe, der nichts von einer „natürlichen“ Religion hielt, weist des Dichters romantische Bereitschaft zurück, „Gott auch angesichts, ja in Gestalt der Rinde eines (ich weiß nicht mehr welches) alpinen Baumes anzubeten“. Das sei „nur“ Gott der Schöpfer. „Im priesterlichen Dienst“ — und Zuckmayer literarisches Werk sei ja ein solcher — „handelt es sich um Gott den Versöhner“, um den „in Jesus Christus allein wahrhaftig handelnden und redenden Gott. Ihm und ihm als solchem allein gebührt also Anbetung.“

Zuckmayer macht sein „mea culpa“.

Nicht immer geht es so streng in diesen Briefen her. Oft ist — wie auch nicht bei zwei so alten Herrn? — humorig von der werten Gesundheit die Rede, aber auch von Literatur, Wein und Pfeifenrauch. Einmal schreibt Barth nach Saas-Fee gleich im Anschluß an einen Brief an Paul VI., den er verehrt, ohne ihn aber für „sehr weise, noch sehr energisch zu halten“. Er äußert sich auch zu politischen Ereignissen, mag nichts wissen von „christlichen

Parteien“, zumal nicht von solchen, die an der Macht sind, versucht den kunstsinnig-nostalgisch zögernden Zuckmayer mit der nachkonziliaren Liturgie und dem muttersprachlichen Beten auszusöhnen: „Konnte und durfte es den Katholiken in Ghana und Korea, aber auch im Wallis auf die Länge zugemutet werden, sich lateinisch erbauen zu lassen? Und — froh, daß ich überhaupt nicht in die Lage komme, den Rosenkranz zu beten, würde mir das ‚unter den Weibern‘ angesichts der heute mit dieser Wendung verbundenen Assoziationen... wirklich schwer oder gar nicht über die Lippen gehen“...

Und Zuckmayer? Er ist zweifellos der Beschenkte und Empfangende in dieser späten Freundschaft, und indem er den anderen zum Geben anregt, verschafft er diesem die größere Seligkeit des Gebens. Er legt sogar nach Barths Tode — den langgehegten Plan einer dramatischen Gestaltung der Revolte gegen Hitler vom 20. Juli 1944 beiseite, vor der ihn der Freund behutsam gewarnt hatte. Dankbar erkennt er selbst: „Ich aber hatte noch einmal gefunden, was ein Mensch am nötigsten braucht, um sich selbst zu verstehen: eine Vatergestalt“.

* Theologischer Verlag, Zürich.

Wochenzeitung im Bistum Essen
Postfach 4 09 4300 Essen



25. Feb. 78